



SÁNDOR PET FI
GEDICHTE

Übersetzt und mit einem Vorwort
von
ZOLTÁN FRANYÓ



KRITERION VERLAG BUKAREST 1975

Umschlagentwurf Alexandra Szathmáry

Vorwort

Wie beurteilen wir heute, hundertfünfzig Jahre nach seiner Geburt, den Dichter Petöfi? Was vermögen uns seine Gedichte heute, in einer Epoche geistiger und sozialer Umwälzungen zu sagen?

In den längst überholten Feststellungen der orthodoxen Ästhetik, in ihren nichtssagenden Bestandsaufnahmen steckt dennoch ein Körnchen Wahrheit: Petöfi ist bald der „volkstümliche Lyriker“, bald der „Volksdichter der“, der „Freiheitsbarde“ oder „Sänger der ungarischen Tiefebene“. Jede dieser Einstufungen paßt vollkommen zu ihm, jedoch nur dann, wenn wir ihr größere Spannweite und einen reicheren, echteren, lebendigeren Inhalt geben. Petöfi ist tatsächlich ein „Volksdichter“, dessen Sprache dem Humus der Volkssprache entsprossen ist, dessen früheste lyrische Gebilde die zwar naive, aber damals noch recht fruchtbare Tradition des Volkslieds in sehr persönlichen Versen neu erklingen ließen, dessen junge Begabung den Freiheitswillen, den revolutionären Drang des sowohl politisch wie auch wirtschaftlich unterjochten ungarischen Volkes in künstlerischer Vollendung zum Ausdruck brachte.

Das Genie steigt keinesfalls zufällig aus der gärenden Tiefe der Jahrhunderte herauf. Jede Nation bringt ihre größten Geister (also auch ihre genialsten Dichter) fast immer in dem Augenblick hervor, da die Sprengung abgelebter Lebensformen und die innere Erneuerung, wenn auch nur für kurze Dauer, mit dem Rhythmus der allgemein-menschlichen Entwicklung zeitlich zusammenfallen.

Petöfis dichterische Größe, seine allen Analogien spottende Einmaligkeit, sehe ich in zwei scheinbar gegensätzlichen,

jedoch einander steigernden, vertiefenden Grundeigenschaften seines Charakters. Erstens in seinem aus der Einheit von Leben und Dichtung hervorstürmenden unbändigen Freiheitswillen, zweitens in der Intensität seiner gestaltenden Phantasie.

Die mit elementarer Kraft zum Ausdruck gebrachte leidenschaftliche Forderung nach Freiheit ist bei Petöfi kein bloß literarisches oder politisches Programm, nicht das Ergebnis wissenschaftlicher Erkenntnis. Diese Leidenschaft beherrscht seine ganze seelische Struktur, bestimmt seine Ansichten entscheidend, ordnet schon im Unbewußten seine Ideen und Assoziationen, drängt im schöpferischen Augenblick alle dichterischen Potenzen in eine bestimmte Richtung.

Petöfi wurde in eine der kritischsten Epochen seines Volkes hineingeboren, in eine Zeit, da die Revolution im Volke herangereift war, und das Zusammentreffen von Massengeist und Genie in seiner Persönlichkeit, der vollendete Ausdruck des Wunsches und des Willens dieser Zeit, ist ein seltenes Wunder der Geschichte; von dieser Begegnung erhielt die kulturelle Entwicklung einer ganzen Generation neuen Antrieb.

Es besteht kein Zweifel, daß Petöfis Freiheitswille, der sein ganzes Wesen beherrschte und aus all seinen Worten und Taten gewaltig sprach, hauptsächlich von den Lehren der Französischen Revolution, von den Schriften Voltaires und Rousseaus bereits in seiner Mittelschulzeit entscheidend beeinflusst wurde. Alle anderen literarischen Strömungen seines Jahrhunderts, z. B. die Romantik, haben ihn in keiner Weise beeinflusst. Schöngeister taten Petöfis Verskunst aus diesem Grunde oft als ungehobelte, kindisch naive Bauerndichtung ab. Was seine neue, volksverbundene, offene, unmittelbare Dichtungsart anbelangt, mögen sie in mancher Hinsicht recht gehabt haben. Doch darf man nie vergessen, daß diese „naiv“ genannte, ungekünstelte Ausdrucksweise die Eigenart eines Jünglings war, der weder Zeit noch Geduld hatte, seine Verse in kühler Handwerksarbeit, nach ausgeklügelten Mustern zu hübschen, wohlklingenden Strophen zusammen-

zufügen — er wollte mit jeder Zeile für freiere Menschlichkeit kämpfen! In Petöfis Dichtung ist nichts vom blendenden Feuerwerk in sich zurückstrahlender Symbole und auch nichts von der empfindsamen Stimmungssyrik im Stile der Biedermeier-Zeit zu finden, sondern das heroische Pathos eines Kämpfers. Jedes seiner Gedichte ist wortgewordene Tat.

Das fast ausschließliche Ausdrucksmittel seines unmittelbaren, primären Erlebens ist jeweils das Bild, das naturhafte Gleichnis. Petöfi ist kein kontemplativer, philosophierender Dichter, der belehrt oder Empfindungen analysiert; er offenbart sich vielmehr durch die Synthese dieses oder jenes Gleichnisses, läßt ein Bild aufblitzen, mit solcher Vollendung, daß sein ganzer Gemütszustand darin miteinbeschlossen ist; aus einem einzigen Vergleich kann man sein ganzes Schicksal herauslesen. Begriffe, Leidenschaften, Gedankengänge verschmelzen zu plastischer Gestalt. Seine Metaphern werden niemals bloß um ihrer artistischen Schönheit willen ins Gedicht verwoben, sondern um einen Seelenzustand vollkommener ans Licht treten zu lassen.

Es ist nur zu begreiflich, wenn dieses unbezähmbare Temperament, diese stürmische Leidenschaft, diese dämonische Spannung menschlichen und dichterischen Trotzes die starren Schranken der herkömmlichen Versformen für zu eng empfunden hat.

Es muß immer wieder betont werden, daß Petöfi nicht nur der Dichter der Revolution von 1848 gewesen ist, sondern der revolutionäre Sänger schlechthin. Aus der Perspektive ewig menschlicher Erneuerung, aus der Perspektive der Revolution, die sein Volk von allen veralteten Ideen befreien und zur Freiheit führen sollte, verloren die kurzlebigen Dogmen und nationalistischen Vorurteile für den prophetischen Dichter jede Bedeutung. Petöfi vermochte dem Patriotismus der historischen Klassen kein Vertrauen entgegenzubringen, sein Haß richtete sich sowohl gegen Kaiser und Könige, als

auch gegen den damals noch bedeutende Vorrechte genießenden Adel. Von 1845 an schon sagte er mit prophetischer Besessenheit die Revolution voraus, nicht kraft irgendwelcher übernatürlicher Eingebungen, sondern durch die einzigartige Begabung des Genies, dem sich durch Assoziation vereinzelter, für den Durchschnittsmenschen unbemerkbarer Erscheinungen die verborgensten Zusammenhänge in vollkommener Klarheit offenbaren. Des Dichters geistige Anlage reagierte mit besonderer Empfindlichkeit auf das leiseste Zeichen, das von der herannahenden Revolution kündete.

Petőfi, dessen demokratische Weltanschauung aufrichtiger als die jedes anderen war, hatte auch zu den volksfreundlichen Schlagworten der Reformbewegung nicht viel Vertrauen. Als am 15. März 1848 der Aufstand ausgebrochen war, konnte die durch Petőfi zum Sturm geführte Pester Jugend sowohl die schönrednerischen Demagogen der Befreiung, als auch die Theoretiker der Reformbewegung in wenigen Minuten von der politischen Bühne fegen. Als die Revolution ausbrach, schien es, daß die unterdrückten Leibeigenen auch in Ungarn zum entscheidenden Schlag gegen den Adel ausholen würden. Im festlichen Rausch des Freiheitstraums, den man endgültig verwirklicht glaubte, beurteilte auch Petőfi die Lage optimistisch. In dieser Überzeugung schrieb er die siegesbewußten Verse:

Das Meer ist aufgestanden,
Der Völker Riesenmeer;
Schon Erd und Himmel schrecken
Die wild erregten kecken
Sturmwellen ringsumher.

Dieser für Petőfis innere Entwicklung vielleicht wichtigste Zeitabschnitt — was Weltanschauung, Stimmung und Sprache anbelangt — fand seinen gültigen Niederschlag in dem 1848

entstandenen Gedicht „Nur ein Gedanke“. Seine Phantasie erahnt die Zukunft mit erschütternder Gewalt:

Wenn einst, des Joches schon zu müd,
Die Sklavenschar zur Walstatt zieht,
Die Wangen gerötet, mit roten Fahnen,
Auf denen das Wort, als heiliges Mahnen,
„Weltfreiheit“ flammt...

Dieses Gedicht — fast eine Vorahnung seines Heldentodes, den er am 31. Juli 1849 bei Schäßburg als Major und Flügeladjutant des Kommandanten General Bem im Kampfe gegen die übermächtige zaristische Armee erlitten hat — ist eine in der Phantasie unmittelbar erlebte apokalyptische Völkerschlacht, in der es die endgültige Freiheit zu erkämpfen gilt.

Der Dichter geht nicht dadurch siegreich in die Unsterblichkeit ein, daß man die warme Lebendigkeit seines Wesens in der geschmacklosen Pose eines Denkmals erstarren läßt oder daß unwürdige Nutznießer seines Erbes seinen Namen zu ihren politischen Zwecken mißbrauchen, sondern dadurch, daß die in seiner Poesie verdichtete Kraft bis in die fernsten Peripherien der Nation wirkt. Ein Dichter ist dann unsterblich, wenn der geheime Blutkreislauf seiner Dichtung jede Schicht der Volksmassen erfaßt, wenn die Energie, die er — durch Vermittlung der Volksdichtung — aus der Volksseele empfangen hat, durch die suggestive Wirkung des Gedichtes in die Massen zurückströmt, wenn aus dem Lied wieder ein Lied entsteht, aus dem primitiven, naiven „Volkslied“ ein tieferes, menschlicheres, ergreifenderes „Lied des Volkes“, das die Herzen all jener, die es vielleicht als anonyme Schöpfung singen werden, in einem gemeinsamen Rhythmus pochen läßt.

Zoltán Franyó

GEDICHTE

Weissagung

„Du sagtest, Mutter, unsre Träume,
 Von himmlisch hehrer Hand gemalt,
 Sie seien Fenstern gleich, durch welche
 Der Zukunft Bild vor uns erstrahlt.

Nun träumte mir. Kannst du mir sagen,
 Was wohl bedeuten mag mein Traum?
 Mir wuchsen Flügel, da durchflog ich,
 Von Mut beschwingt, den Weltenraum!“

„Mein Sohn, du Sonne meines Lebens,
 Mein Licht, sei froh, wie ich es bin:
 Denn Gott schenkt dir ein langes Leben,
 Dies ist des Traumes tiefer Sinn!“

Der Knabe wuchs heran, es flammte
 In seiner Brust der junge Mut,
 Das Lied war Balsam seinem Herzen,
 Wenn stürmisch siedend wallt' das Blut.

Er griff zur Laute, lieh den Saiten
 Sein Glücksgefühl, vom Geist erhellt,
 Es stieg empor auf Liederschwingen
 Und schwang sich in die weite Welt.

Bald war das Zauberbild im Himmel,
Rasch holte es des Ruhmes Stern
Herab und flocht aus seinen Strahlen
Die Krone für des Sanges Herrn.

Doch gärt auch Gift im Seim des Liedes:
Was der Poet der Leier mag
Zu geben — jede Herzensblüte
Entrafft ihm einen teuren Tag.

Zur Hölle ward die Glut der Inbrunst,
Er selbst ihr Raub, vom Brand erfaßt;
Jetzt hält ihn nur noch hier auf Erden
Des Lebensbaumes schwächster Ast.

Nun liegt er auf dem Sterbebette,
Ein Kind der Leiden, der Poet,
Und hört, wie seine Mutter stammelnd
Mit qualbedrückter Stimme fleht:

„O Tod, rei nicht aus meinen Armen
So früh den Sohn! Er lebte kaum!
Versprach ihm doch ein langes Leben
Der Himmel... Oder log der Traum?“

„Nein Mutter, Träume lügen niemals;
Denn bin ich auch schon todgeweiht,
Der Dichtername deines Sohnes
Lebt fort in alle Ewigkeit!“

Eitler Vorsatz

Den Heimweg dacht ich stets daran
Und sann, der Pläne voll,
Wie ich, von der ich lang getrennt,
Die Mutter grüßen soll.

Was sag ich ihr zu allererst,
Ein liebes Wort, so warm,
Wenn sie, die meine Wiege schwang,
Ausstreckt nach mir den Arm?

So manche schöne Weise klang
In meiner Seele tief,
Mir war's, als stünde still die Zeit,
Indes der Wagen lief;

Ins Stüblein trat ich unverhofft,
Sie flog mir zu mit Hast —
Ich hing an ihrem Munde — stumm...
So wie die Frucht am Ast.

Tausend Weichsein

Tausend Weichsein trägt der hohe
Baum...

Eine Frau ertrag ich, eine
Kaum;
Schlimm genug, daß Gott die eine
Gab!
Heute, morgen bringt sie mich ins
Grab.

Welch ein seltsam Wesen ist doch
Sie!

Naht sie mir, erbeb ich, ach, und
Wie!
Alles tu ich, alles, was sie
Mag.
Und mein Lohn? Sie keift den ganzen
Tag.

Manchmal dacht ich, nur so leise
Halt:
Prügeln sie... es geht, sie ist schon
Alt!
Trifft mich aber ihrer Blicke
Wut,

Schwindet gleich dahin mein ganzer
Mut.

Dreimal war sie schon zur Hälfte
Tot;
Gott, wie war ich froh nach so viel
Not!
Doch der Teufel mochte sie nicht
Recht,
Selbst für diesen war sie noch zu
Schlecht.

An die Nachahmer

Ihr meint vielleicht, die Dichtkunst sei ein Karren,
Der rumpelnd, träg auf breiter Straße fährt?
Sie ist ein Adler, der zu Höhn, die niemand
Noch kannte, auffliegt frei und unbeschwert.

Das Pack der Unfähigen lauert feige,
Wo ist der Pfad, den ein Begabter fand,
Dann rennt es, wie der Hund nach einem Knochen,
Auf diesem Weg ins neuentdeckte Land.

Ergreif die Feder, schreib, wenn du die Kraft hast,
Dort vorzudringen, wo noch keiner ging;
Wenn nicht: dann greif zum Pfluge oder Leisten,
Wirf hin dein Instrument, das schnöde Ding!

Regen, Regen, Regen

Ach, es regnet, regnet,
Regnet Kuß auf Kuß;
Meinen heißen Lippen
Schmeckt der Regenguß.

Wenn es regnet, regnet,
Blitzt es auch zumal;
Dieser Blitz, mein Täubchen,
Ist dein Augenstrahl.

Ach, es donnert, donnert
Hinter uns so sehr —
Husch! ich flieh, mein Täubchen,
Kommt der Alte her!

Und hätt ich nicht

Und hätt ich nicht die blondgelockte Kleine
Geliebt, solange sie lebend weilte da,
So schenkt' ich ihr mein Leben, meine Liebe,
Jetzt, da ich auf dem Totenbett sie sah.

Wie schön, wie schön sie ruhte auf der Bahre!
Ein Schwan, der leuchtend steigt ins Morgenrot;
Wie reiner Schnee auf einer Rosenknospe,
So schwebte über ihr der weiße Tod.

Der Schnee, das Leichentuch

Der Schnee, das Leichentuch der toten Erde,
Sank in der Nacht
Auf alle Gräber
So sacht.
Es schaun
Die fast verlohten
Lichtstrahlen kalt
Hernieder auf das öde Land der Toten.

Noch nirgends taut's im Friedhof, nur am Grabe
Etelkas seh
Ich eben schmelzen
Den Schnee;
Doch nicht
Von heißen Gluten
Des Sonnenstrahls —
Allein von meiner Augen Tränenfluten.

Schnell ist der Vogel

Schnell ist der Vogel, schnell der Blitz
Und schnell der Wind;
Doch der Räuber ist schneller noch,
Als jene sind.

Der feine Gauch stiehlt heut ein Roß
In Kecskemét,
Mit dem er durch Sankt Martins Furt
Hinübergeht.

Am nächsten Tag in Weißenburg
Verkauft sofort
Das Fohlen er und stiehlt sich eins
Vom Markte dort.

Am dritten Tag erwartet ihn
Zum Ritte schlank
Das falbe Roß in Becskerek:
Die Prügelbank.

Der letzte Mensch

Was ist das über mir? der Himmel
Oder ein dunkles Grabgewölbe?
Es ist ein Grab, in dem die Erde,
Ein Riesensarg, bestattet liegt.
Und über meinem Kopf das Licht,
Ist es die Sonne, ist's ein Grabeslämpchen?
Jawohl, ein Grabeslämpchen, dessen
Schon blasse, fast erloschne Strahlen
Die Finsternis der Grabesnacht
Mit schwachem Licht rot-gelb bemalen.
Welch eine Stille! ... doch was tönt
Inmitten dieses tiefen Schweigens?
Ist's Vogel- oder Mädchenlied? Ach nein!
Die Würmer nagen an den Toten,
Die starr, geschlossnen Auges unten
In Särgen wohnen. Ja, geschlossen
Sind alle Augen jetzt, in denen
Einst tiefer Haß und Liebe glühten;
Aus denen Hochmut, Neid, Verachtung,
Begierde und tückische Schmeichelei
So ekelhaft herausgeschaut,
Wie aus den Fenstern der Bordelle
Die feilen Freudenmädchen schauen.
Geschlossen sind die Augen, kalt

Die Herzen, diese kleinen Höllen,
In denen hundert Teufel wohnten;
Und mit nie erlöschendem Geflacker
Der Sünden Scheiterhaufen brannten.
All das ist lange schon zu Ende.
Es schläft schon jeder Ehrenraub,
Verrat am Freund, am Vaterland,
Und diesen Ungeheuern folgten:
Die Bisse strafenden Gewissens...
Doch diese sind schon lange tot!
Die heute lebenden Geschlechter
Kennen sie nur vom Hörensagen. —
Zu End ist alles. Alles schläft.
Blind sind die Augen, kalt die Herzen;
Nur ich allein bin noch am Leben
Im großen Raum des Grabgewölbes.
Und grüble, einen Gast erwartend:
Den Tod, der sich so lang verspätet.
Tod, warum kommst du nicht? du fürchtest,
Daß ich im Ringen dich besiege?
Ich bin es nimmer, der ich war,
Der einst ich mit tollkühnem Mute
Der Welt und dem Gesckicke trotzte.
Komm nur, ich greife dich nicht an,

So bleib ich, wehrlos, werde nur
Ein leiser Ton sein. — Du aber sei
Ein wilder Sturm, der mich zerwirbelt!

An die treulosen Freunde

Ihr, brave Freunde, lasset mich allein...
Geht nur, in Gottes Namen soll es sein.
Lasset hier den Baum — mein Herz — , an dem vorher
Ihr, Blätter, hinget; jetzt ist er schon leer.
Der Herbstwind, der euch von dem Aste weht,
Währt nicht in Ewigkeit, auch er vergeht,
Und ist einmal der Frühling wieder hier,
Empfängt der Baum der neuen Blätter Zier.
Doch sollt ihr wissen: nimmer grünt das Blatt,
Das sich von seinem Baum gerissen hat!

Der Wahnsinnige

...Was stört ihr mich:

Schert euch fort von hier!

Ich eile, hab ein großes Werk zu tun:

Aus Sonnenstrahlen flecht ich eine Geißel,

Eine Flammengeißel, um die Welt zu peitschen!

Sie werden jammern, doch ich werde lachen,

Wie sie einst lachten, als ich mußte jammern,

Hahaha!

Denn so ist das Leben. Wir jammern und lachen;

Bis eines Tags der Tod gebietet: Still!

Auch ich bin schon einmal gestorben.

Mir gossen jene Gift ins Wasser,

Die meinen Wein getrunken.

Und wißt ihr, was die Mörder taten,

Um ihr Verbrechen zu verbergen?

Als ich, ermordet, auf der Bahre lag,

Da beugten sie sich weinend über mich.

Wie gerne wär ich aufgesprungen,

Um ihnen ihre Nasen abzubeißen!

Doch dacht ich, nein, ich beiße sie nicht ab,

Sie sollen sie behalten, um zu riechen,

Wenn ich verwese, und am Dunst ersticken!

Hahaha!

Und wo verscharrten mich die Mörder?

In Afrika. Das war mein Glück,
Denn eine Hyäne kam und grub mich aus,
Ach, einzig dieses Tier hat Gutes mir getan,
Und dennoch hab ich es betrogen.

Die Hyäne wollte meinen Schenkel fressen,
Ich aber warf ihr nur mein Herz zum Fraß,
Das war so bitter, daß sie dran verreckte.

Hahaha!

Doch so ergeht es jedem,
Der Menschen Gutes tut. Was ist der Mensch?
Man sagt: Die Wurzel einer Blume,
Die droben im Himmel blüht.

Das ist nicht wahr.

Wohl ist der Mensch eine Blume,
Die ihre Wurzel in der Hölle hat.

Dies lehrte mich ein Weiser,
Ein großer Narr, weil er vor Hunger starb.
Warum ging er nicht stehlen oder rauben?

Hahaha!

Doch warum lach ich selber wie ein Narr?
Ich sollte lieber weinen,

Ja weinen, weil die Welt so böse ist.
Auch Gott beweint es oft aus Wolkenaugen,
Daß er sie erschuf.

Allein, was nützen uns des Himmels Tränen?
Sie fallen auf die Erde, in den Kot,
Wo alle Menschen sie mit Füßen treten,
Und was wird aus ihr, der Himmelsträne?
Nur Dreck!

Hahaha!

O Himmel, ausgedienter Veteran,
Die Sonne ist auf deiner Brust der Orden,
Dein schäbiges Kleid sind Wolkenfetzen.
Ja, so belohnt man ausgediente Krieger,
Das ist der Dank für seine lange Dienstzeit,
Ein Orden und ein zerfetzter Anzug.

Hahaha!

Und wißt ihr auch, was in der Menschengsprache
Das Kwitwiwitt des Wachtelrufs bedeutet?
Das heißt soviel: „Mann, hüte dich vorm Weibel!“
Denn wie das Meer die Flüsse,
So zieht das Weib die Männerwelt an sich;
Warum? Wozu? Nur um sie zu verschlingen.
Ein schönes Tier — das Weibstier,
Schön und gefährlich:
Ein Gifttrunk aus goldenem Becher.
Auch ich habe dich schon getrunken;
Ich weiß, ein Tropfen von dir ist viel süßer

Als ein ganzes Honigmeer,
Doch ein Tautröpfchen von dir mörderischer
Als ein zu Gift gewordner Ozean.
Habt ihr auch schon das Meer gesehn,
Wenn es vom Sturmwind wird gepflügt
Und Todessamen in seine Furchen sät?
Wißt ihr, was Ungewitter ist,
Habt ihr den braunen Bauer gesehn,
Mit seinem Pflug, dem Blitze in der Hand?
Hahaha!
Wenn die Frucht reif ist, fällt sie selbst vom Baum.
Nun, Erde, reife Frucht, auch du mußt fallen!
Nurmehr bis morgen wart ich noch;
Erscheint das Weltgericht auch morgen nicht,
So bohr ich in des Erdballs Mitte einen Schacht,
Trage Schießpulver hinein,
Und sprengte damit
Das Weltall in die Luft... Hahaha!

Erhabene Nacht

Erhabene Nacht!

Am Himmel wandeln flimmernd, hell und fern,
Der große Mond, der kleine Abendstern.

Erhabene Nacht!

Der Tau des Rasens glitzert wie Kristall,
In ihrem Laubzelt schluchzt die Nachtigall.

Erhabene Nacht!

Jetzt schleicht der Jüngling hin zu seiner Liebe,
Jetzt machen sich ans Werk die Mörder und die Diebe.

Erhabene Nacht!

Von blutigen Tagen

Von blutigen Tagen träumt mir oft,
Die einst die morsche Welt zerhauen,
Um auf dem alten Trümmerschutt
Die Welt der Zukunft aufzubauen.

O tönte schon, o tönte schon
Der Hornruf unter Kriegsstandarten!
Das Schlachtsignal, das Schlachtsignal
Kann meine Seele kaum erwarten!

Dann werd' ich freudig auf mein Roß
Und schnell mich in den Sattel schwingen,
Um, in die Heldenschar gereiht,
Wild jubelnd mit dem Feind zu ringen!

Wenn mir ein Hieb zerhaut die Brust,
Wird eine mir zu Hilfe eilen,
Und sie wird meine Wunde süß
Mit ihrem Balsamkusse heilen.

Und fängt man mich: wird sie es sein,
Die mich besucht in meiner Zelle,
Daß ihres Auges Morgenstern
Die Nacht des Kerkers mir erhelle.

Und ob ich einst auf dem Schafott
Muß sterben, ob im Schlachtgewühle:
Kommt Eine, deren Tränenguß
Das Blut von meiner Leiche spüle!

Nur ein Gedanke

Nur ein Gedanke peinigt mich:
Im Bett zu sterben jämmerlich!
Still zu verwelken, wie die Blume stirbt,
Die, heimlich von dem Wurm benagt, verdirbt,
Zu schwinden wie die Kerzenflamme, die spät
Des Nachts in der verlaßnen Stube weht.
Herr, gib mir keinen solchen Tod,
Bewahre mich vor solcher Not!
Ich sei ein Baumstamm, den der Blitz zersplissen,
Der Sturmwind samt der Wurzel ausgerissen;
Ich sei ein Felsblock, den des Donners Grollen
Vom Berg gelöst ins Tal läßt niederrollen...
Wenn einst, des Joches schon zu müd,
Die Sklavenschar zur Walstatt zieht,
Die Wangen gerötet, mit roten Fahnen,
Auf denen das Wort, als heiliges Mahnen,
„Weltfreiheit“ flammt,
Und sie allesamt
Von Ost nach Westen schmetternd ihren Schrei
Im Sturm bekämpfen jede Tyrannei:
Dort will ich im Feld
Gern fallen als Held,
Dort möge das Blut aus dem Herzen mir springen,
Wenn stolz meine letzten Worte verklingen,

Dann soll sie erdrücken das Waffengeklirr,
Trompetengetöse und Schlachtengewirr —
Wo sterbend ich lieg,
Dort jage, den Sieg
Erringend, ein Rudel wild schnaubender Pferde,
Dort bleibe zerstampft ich auf blutiger Erde.
Man sammle auf dem Schlachtfeld mein Gebein,
Bricht der Bestattung großer Tag herein,
An dem man unter Trauerklängen schreitet;
Vom schwarzumflorten Fahnenwehn begleitet,
In *einem* Grab verscharrt den Staub von allen,
Die hier für dich, Weltfreiheit, sind gefallen!

Das Lied der Hunde

Vom düstern Himmel heult
Der Sturm in grimmer Wut,
Schnee wirbelt, Regen peitscht:
Des Winters Zwillingsbrut.

Was kümmert's uns? Wir ruhn
Im Winkel unterm Herd,
Wo gnadenvoll der Herr
Ein Plätzchen uns gewährt.

An Fraß ist keine Not.
Ist satt der Herr, so läßt
Er auf dem Tisch genug —
Für uns des Mahles Rest.

Die Peitsche knallt, gewiß,
Sie trifft uns gar zu schnell
Und schmerzlich — aber bald
Verheilt das Hundefell.

Doch schwand der Zorn des Herrn,
Gleich ruft er uns zum Gruß:
Wir lecken ihm beglückt
Den gnadenreichen Fuß.

Das Lied der Wölfe

Vom düstern Himmel heult
Der Sturm in grimmer Wut,
Schnee wirbelt, Regen peitscht:
Des Winters Zwillingsbrut.

Die öde Wüstenei
Ist unser Wohngemach;
Kein Strauch gewährt uns hier
Zum Unterschlupf ein Dach.

Da draußen Wind und Frost,
Im Innern Hungers Not —
Ach, dieser Doppelfeind,
Er martert uns zu Tod.

Und dort der dritte Feind:
Der aus der Flinte blitzt,
Mit unserm Blute wird
Der weiße Schnee bespritzt.

Arg hungern, frieren wir,
Die Brust durchbohrt vom Blei;
Es quält uns jede Not...
Und trotzdem sind wir frei!

Die Dichter des 19. Jahrhunderts

Kein Saitenspiel soll jener wagen,
Den leichter Sinn dazu verführt!
Denn schwere Pflichten harren dessen,
Der heute an die Leier rührt.
Und kannst du eines nur besingen:
Des eignen Herzens Lust und Leid,
So wird die Welt auf dich verzichten,
Dann stell das hehre Holz beiseit.

Wie Moses einst mit seinem Volke
Durchwandert hat das Wüstenmeer,
Wo ihn die Feursäule Gottes
Geführt — so irren wir umher.
In jüngster Zeit hat Gott den Dichter
Bestimmt, daß er auf dunkler Bahn
Sein Volk als Feursäule führe
Nach dem ersehnten Kanaan.

Drum vorwärts! Wer ein Dichter, stürme
Dem Volk voran durch Flut und Brand!
Verflucht, wer von des Volkes Fahne
Läßt treulos-schnöde seine Hand,
Verflucht, wer feige sich zurückzieht,
Wer tatenlos im Schatten ruht,

Indes sein Volk in hartem Ringen
Sein Leben dransetzt und sein Blut.

Wohl künden falsche Zunftpropheten
Dem Volk mit Heuchlerworten an,
Daß man getrost hier halten möge,
Denn schon erreicht sei Kanaan.
Doch Lüge ist es, freche Lüge,
Millionen schreien es hinaus,
Die darben und verzweifelnd siechen
In Sonnenbrand und Sturmgebraus.

Wenn einmal jeder gleich beschenkt wird
Vom reichen Füllhorn dieser Welt,
Wenn an dem Tisch des wahren Rechtes
Ein jeder seinen Platz erhält,
Wenn einst dem Sonnenlicht des Geistes
Sich jede Hütte aufgetan,
Dann rufen jubelnd wir: „Bleibt stehen,
Wir sind am Ziel — in Kanaan!“

Bis dahin gibt es keine Ruhe,
Wir müssen kämpfen unverzagt. —
Wenn auch das Leben für die Mühe

Und Qual uns jeden Preis versagt;
Es drückt dafür der Kuß des Todes
Mildtätig uns die Augen zu,
Uns aber senkt auf Seidenkissen
Sein Blumenseil zur Grabesruh.

Die Wolken

Wenn ich ein Vogel war: ich flöge
Stets mit den Wolken hoch und weit,
Wenn ich ein Maler wär: ich malte
Nur Wolken, Wolken jederzeit.

Wie innig ich die Wolken liebe!
Sobald ich eine kommen seh,
Begrüß ich sie; und wenn sie scheidet,
Ruf ich ihr zu: Ade! Ade!

O diese bunten Himmelswanderer
Sehn mich wie treue Freunde an,
Sie kennen mich so gut und wissen
Selbst das, was ich geheim ersann.

Oft sah ich diese oder jene
Am Himmel hinziehn schlummernd
Im Rot des Morgens und des Abends
Wie ein noch unschuldvolles Kind.

Ich sah sie nahn als wilde Männer,
Verwegen und vom Zorne rot,
Mit dem Orkane, dem Tyrannen
Im Kampf auf Leben oder Tod.

Und sah sie, wenn der kranke Jüngling,
Der Mond, durchwachte all die Nacht,
Wie sie um ihn mit bleichem Antlitz
Gleich treuen Schwestern hielten Wacht.

Ich sah sie schon in allen Formen,
Durch die sie je ihr Wandel trieb,
Und wie, wann ich sie immer sehe,
Sind sie mir gleicherweise lieb.

Was zieht mich gar so sehr zu ihnen?
Daß sie verwandt sind meinem Geist,
Der stets sich neu und neu gestaltet,
Doch unverändert sich erweist.

Vielleicht sind mir auch diese Wolken
Auf eine andre Weise gleich:
Sie sind, genau wie meine Augen,
An Tränen und an Blitzen reich.

Im Namen des Volkes

Jetzt bittet noch das Volk — so gebt ihm doch!
Laßt es nicht anstehn, bis das Volk zerstört,
Und nicht mehr bittet, sondern nimmt und rafft!
Habt ihr von Dózsa denn noch nie gehört?
Er mußte auf dem Eisenthron verenden,
Sein Geist jedoch blieb heil in jenen Bränden,
Denn er war selbst das Feuer! Gebt nur acht,
Daß *euch* nicht schmort die Glut, die ihr entfacht!

Einst rief das Volk nach Brot und wieder Brot,
Da war es ja noch fast ein rohes Tier,
Doch endlich wurde aus dem Tier ein Mensch,
Und ihm gebühren Menschenrechte hier.
Ihr müßt nun jedem Volke Rechte geben!
Ein ekles Schandmal trägt rechtloses Leben;
Wer dies auf Gottes Schöpfung hat gebrannt,
Kann nimmer retten sich vor Gottes Hand!

Seid ihr begnadet, seid ihr auserwählt,
Und ist das Recht nur euch allein geschenkt?
Eroberten das Land einst eure Ahnen,
So wird es von des Volkes Schweiß getränkt.
Was nützt es euch, ein Bergwerk selbst zu haben,
Man braucht dazu den Arm, den Schacht zu graben,

Damit die goldne Ader fündig wird ...
Bleibt dieser Arm von Ketten stets umklirrt?

Und die ihr heute in die Brust euch werft:
„Wir sind das Recht, wir sind das Vaterland!“
Was finget ihr mit eurer Heimat an,
Wenn euch des Feindes Heere überrannt?
Ei, fast vergaß ich, wie in jenen Tagen
Ihr dort bei Györ* euch mit dem Feind geschlagen.
Wann stellt ihr Feiglinge ein Denkmal auf:
Den Füßen für den heldenhaften Lauf?

Gebt Recht dem Volk! es ist dies ein Gebot
Der Menschlichkeit, das Recht ist ja sein Heil
Und auch des Vaterlands — denn dieses fällt,
Wenn ihm nicht neue Stütze wird zuteil.
Da euch gehören der Verfassung Rosen,
Werft ihr die Dornen hin den Mittellosen.
Gebt her ein Rosenblatt und nehmt dafür
Der Dornen Hälfte; eure Schundgebühr!

* Stadt in Transdanubien (deutsch: Raab), bei der das ungarische Adelsaufgebot vor den Truppen Napoleons kampflös die Flucht ergriff.

Jetzt bittet noch das Volk — so gebt ihm doch!
Laßt es nicht anstehn, bis das Volk zerstört,
Und nicht mehr bittet, sondern nimmt und rafft!
Habt ihr von Dózsa denn noch nie gehört?
Er mußte auf dem Eisenthron verenden,
Sein Geist jedoch blieb heil in jenen Bränden,
Denn der ist selbst das Feuer! Gebt nur acht,
Daß *euch* nicht schmort die Glut, die ihr entfacht!

Licht!

Finster ist der Schacht,
Doch leuchten drin die Lämpchen.
Finster ist die Nacht,
Doch glühen drin die Sterne,
Finster ist des Menschen Seele,
Doch leuchten weder Stern noch Lampe drin,
Auch nicht das schwächste Funkenlicht erglimmt.
Erbärmlicher Verstand,
Der du als Leuchte dich gebärdest,
Bist du das Licht — so leuchte mir,
Ja, führe mich, nur einen Schritt weit!
Ich wünsche nicht, daß deine Strahlen
Den Flor der andren Welt durchleuchten,
Das Leichentuch.
Ich frage dich:
Das eine sag mir, was ich bin,
Und dies: wozu?
Wird denn der Mensch für sich geboren,
Weil er für sich schon eine Welt ist?
Oder ist er nur ein Ring
Der Riesenkette,
Deren Name: Menschheit?
Nun sollen wir zur eignen Freude leben
Oder gar mitweinen mit der Welt? —

Wie viele zapften ab das Blut
Aus fremden Herzen
Zum eignen Wohl —
Und blieben ungestraft!
Wie viele schon vergossen auch
Ihr eignes Herzblut
Für fremdes Glück —
Und wurden nicht belohnt!
Gleichviel! denn wer sein Leben
Für andre opfert,
Tut es nicht um Lohn,
Allein zum Nutzen der Gefährten.
Und nützt es — oder nicht?
Das ist die höchste Frage.
Und nicht: „Sein oder — Nichtsein?“
Ob er auch Nutzen bringt der Welt,
Der sich für sie geopfert?
Kommt einmal, sag, die Zeit,
Die von den Guten heiß ersehnt wird,
Die Zeit der Allglückseligkeit?
Und was ist
Eigentlich das Glück?
Sieht jedermann es doch in etwas andrem;
Hat jemals einer es gefunden?

Vielleicht ist das,
Was wir mit „Glück“ bezeichnen,
Die Vielmillionenzahl der Wünsche,
Zusammen zwar der Strahl nur einer Sonne,
Die jenseits unterm Horizonte weilt,
Uns eines Tags aufleuchten wird? ...
O wär es so!
O hätte doch die Welt ein Ziel,
O wenn sie sich nur kühn erhöbe,
Und stets nach diesem Ziele strebte,
Bis sie es endlich auch erreicht!
Daß wir, dem Baume gleich, erblühn
Und bald verblühn,
Der Woge gleich, anschwellen und sofort
Zu Schaum versprühn,
Dem Steine gleich emporgeschleudert,
Herniederfallen,
Dem Wanderer gleich, der einen Berg erklimmt,
Doch, auf dem Gipfel angelangt,
Gleich wieder niedersteigt.
Und wenn das ewig so geschähe:
Hinauf, hinab — hinauf, hinab...
O grauenvoll, wie grauenvoll!
Wer nie von diesem Alpdruck ward gewürgt,

Den hat's noch nie gefröstelt,
Der weiß auch nicht, was Kälte heißt!
Denn im Vergleich zu dieser Sorge ist
Ein warmer Sonnenstrahl die Schlange,
Die wie ein Zapfen Eises an der Brust
Emporschleicht und das Blut erstarren macht
Und dann, den Hals umschnürend,
Den Atem in der Kehle uns erstickt...

Zerlumppte Helden

Auch ich könnt schmücken meine Verse,
Schön reimend, metrisch streng gefaßt,
Daß jeder in die Prunkgemächer
Der vornehmen Gesellschaft paßt.

Doch meine Lieder sind nicht Stutzer,
Die nur in eitlen Kreis gedeihn,
Mit Handschuhn und frisierten Locken
Verschwätzen ihr nutzloses Sein.

Jetzt schweigen Säbel und Kanonen,
Die schon des Rostes Traum befiehl;
Zwar kämpft man noch — statt Waffen ringen
Ideen für ein edles Ziel.

Dort werd auch ich, o mein Jahrhundert,
In Reih und Glied — wie ich's beschied —
Mit Versen kämpfen... so wird immer
Ein Kampfgenoß sein jedes Lied!

Zwar sind zerschlissen sie, doch alle
Sind tapfer, selbst im schwersten Streit,
Die schönste Zierde des Soldaten
Ist seine Kühnheit, nicht sein Kleid.

Nicht frag ich, ob wird überleben
Mich dennoch meine Poesie,
Und müßte fallen sie im Kampfe:
So sei es denn, so falle sie!

Geheiligt wird mein Buch, in welchem
Begraben ist, was ich gedacht,
Für Freiheit kämpften meine Verse,
Jetzt ruhn sie tief im Grabesschacht.

A bennndämmerung

Die Sonne gleicht nun einer welken Rose,
Die bis zur Erde senkt das schlaffe Haupt;
Wie Blätter fallen ab die bleichen Strahlen,
Sie hat sich traurig lächelnd schon entlaubt.

Im Schweigen ruht die Welt ringsum, von weitem
Ertönt der kleinen Abendglocke Klang,
So fern, so schön — vielleicht vom Himmel kommt er,
Vielleicht aus süßem Traume, scheu und bang.

Ich lausche voller Inbrunst. Ach, wie dieser
Vertraute Klang beglückend mich ereilt!
Gott weiß, was ich empfinde, nicht empfinde,
Gott weiß allein, wo jetzt mein Denken weilt.

Schwert und Kette

Gott verfügte, daß der schönste
Engel niederstieg zur Erde;
Um das allerschönste Mädchen
Aufzusuchen, zu betrachten.
Und er fand es. Sich verliebend,
War seither für ihn die Erde
Prächtiger noch als der Himmel,
Deshalb stieg er jede Nacht
Schnell herab zum schönen Mädchen;
Schritt von einem Stern zum andern,
Und als er zum allertiefsten
Von den Sternen war gelangt,
Schwang er sich auf einen Schwan,
Einen weißen Schwan, und dieser
Schwamm mit ihm zu seinem Mädchen,
Das im Garten seiner harrte,
Mit so keuschem Lächeln ihn
Dort empfing, daß von dem Wunder
Alle Knospen jäh erblühten
Und sogar die welken Blumen
Gleich zu neuem Sein erwachten.
Plaudernd saßen sie beisammen,
Bis zum fahlen Tagesanbruch;
Und sie sprachen über alles,

Was nur schön und heilig ist.
Mit geschloßnen Augen lauschte
Nun das Mädchen auf die Worte
Dieses strahlend schönen Engels,
Und als plötzlich es aufblickte, war
Das Auge so voll Zauber,
Daß der Engel niederknieend
Einen Kuß von ihr verlangte,
Den das Mädchen ihm gewährte.
Welch ein Kuß war dies! Sobald
Ihre Lippen sich berührten,
Gleich erbebte von der großen
Wonne weit und breit die Erde,
Als ob sie *ein* Herz nur wäre;
Und am Himmel wurde jeder
Stern zu einer kleinen Glocke,
Hell von Zaubertönen klingend.
Zu den niegehörten Weisen
Tanzten feengleich die Blumen,
Und der Mond — weil auch das Mädchen
Jäh errötend sah zu ihm —
Mußte ebenfalls erröten,
So ward rosig auch die Nacht.
Und der Kuß des Engels keimte,

Denn das Mädchen wurde Mutter,
Brachte auf die Welt ein Kindchen,
Ein so schönes, das geboren
Werden kann nur, wenn die Erde
Und der Himmel sich umarmen.
So gebar ein Schwert das Mädchen,
Dieses Schwert — ist unsre Freiheit!

*

Einst erschien, mit Satans Willen,
Der entsetzlichste der Teufel
Auf der Erde, um die Hexe,
Doch die häßlichste zu suchen.
Und er fand sie. Und verliebte
Sich in sie; von da an war die
Erde schöner als die Hölle.
Deshalb stieg er jeden Abend
Unentwegt herauf zur Hexe.
In dem Schlund eines Vulkans
Trafen sie sich Nacht für Nacht.
Stets ein schwarzes Roß — es hatte
Krötenkopf und Schlangenschwanz,
Drachenfuß und Flammenmähne —

Brachte her den grausen Teufel.
Und die Hexe kam, von Eulen,
Fledermäusen rings umgeben —
Ritt auf einem riesenlangen
Besenstiel in den Vulkan;
Dort besprachen sie viel Böses,
Bis zum Hähnekrähn des Morgens.
Über alles sprachen sie,
Was verflucht und häßlich ist.
Und der Teufel sprach: „Mich friert es!
Komm noch tiefer, noch viel tiefer,
Bis zum tiefsten Grund des Berges,
In die Urheimat des Feuers...
Ha, sogar hier muß ich frieren,
Fast schon klappern mir die Zähne...
Komm, umarme mich und küß mich!
Sich umarmend küßten sie sich.
Welch ein Kuß war dies! Sobald
Ihre Lippen sich berührten,
Bebte schauerhaft die Erde,
Donnerte und brummte, als
Hätte sie die schweren, schwarzen
Gewitterwolken jäh verschlungen.
Da begann der Berg zu speien

Und spie hinauf bis in den Himmel
Lavaflut und Feuersteine.
Flammenmeer umschloß die Erde,
Nur die Sterne und der Mond
Konnten ihr Gesicht verhüllen
Mit dem dichten schwarzen Schleier,
Denn sie wollten nichts mehr sehn.
Und der Kuß des Teufels keimte,
Mutter wurde auch die Hexe;
Sie gebar ein Ungeheuer,
Wie es dann nur wird geboren,
Wenn die sündenvolle Erde
Und die Hölle sich umarmen.
So bekam der Hexe ekle
Mißgeburt den Namen: „Kette“.
Und die Kette ist die Knechtschaft!

*

Und die beiden Sprossen, des
Himmels und der Hölle — die
Freiheit und die Knechtschaft — führen
Nun als „Schwert und Kette“ ihren
Ewigen Kampf auf Tod und Leben.

Lang, schon lang währt dieser Kampf,
Oft ermüdend, doch nie ruhend;
Stumpf und schartig ist das Schwert,
Auch die Kette hat schon Risse.
Warten wir noch eine Weile,
Denn sehr bald erfahren wir:
Wer die Erde wird beherrschen?
Wem sodann die Welt gehört?

Antwort auf den Brief meiner Geliebten

Es kam, es kam doch der ersehnte Brief!
Gott weiß, wie oft ich ihn gelesen habe,
Und wie viel hundertmal ich ihn noch lesen werde,
So lange lesen, bis mir jeder Buchstabe
Und jeder Strich untrennbar mit dem Herzen,
Den Sternen gleich, verwachsen ist für immer.
Es sei mein Herz das All, das glänzenschöne,
Prachtvolle Welten zahllos in sich einschließt.
Auch jetzt hält meine Hand den Brief, und zitternd
Berührt ihn noch mein Mund, aus Furcht,
Daß es gar sündig ist, das Blatt zu küssen —
So heilig sind mir diese Zeilen.
Wer bist du? — Ach, du weißt es selbst nicht, Mädchen —
Ich will dir sagen, wer und was du bist.
Als ich aus meiner Kindheit engem Tal
Emporstieg auf den Berg der Jünglingszeit
Und um mich sah die riesengroße Welt,
Die viel zu reich an Schönheit ist, und gleichfalls
So schön in ihrem Reichtum, daß das Auge
Sogar am allerkleinsten Teil davon
Ein Leben lang sich hell ergötzen kann —
Als diese Welt ich jäh erblickte, rief ich:
„Erhaben ist dies Werk! Wo soll ich suchen
Den großen Meister, der es so geschaffen?“

Wo bist du, Gott? O laß, daß ich dich finde,
Mich vor dir niederknien und beten!“
Ich sandte meinen Geist nach ihm; er hat
Durchwandert alle Gegenden der Weisheit,
Er flog viel schneller selbst als ein Komet,
Dahin, wo einst schon anderer Seelen reisten,
Und wo auch keiner war — lief seinen Weg
Und kam nach Jahren tief betrübt zurück,
Betrübt und müd. Vergeblich war sein Wandern.
Ja, damals traf ich dich, o schönes Mädchen,
Und habe mich auch gleich in dich verliebt.
Du hast mir gleich dein keusches Herz geöffnet,
Das bisher keinem sich geöffnet hatte,
Und dort erkannt ich, daß der, den ich suchte,
Der gute Gott in deinem Busen wohnt.
Ja du allein bist Gottes heilige Wohnung!
Wo Gott vorher war und wo er nach dir sein wird,
Das weiß ich nicht — doch jetzt wohnt er in dir!
Wie war es mir vergönnt, ihn zu erblicken?
Wie ward gerade mir zuteil das Glück?
Doch ja, gewiß, ich habe es verdient,
Ihm voll Vertrauen ins Gesicht zu bücken,
Da keiner ihn wie ich zu sehn beehrte.
Doch *war* ich früher auch unwürdig dessen,

So *werde* ich mich nie unwürdig zeigen,
Da dich, o Liebste, Gott nun mir gegeben,
Und er in dir sich mir auch offenbarte.
Nur dir gehört von nun an meine Liebe —
Und sie ist groß, denn sie bedeckte einst
Die ganze Welt in der Gestalt des Hasses;
Der große Haß, aus dem jetzt Liebe wurde,
Soll dir gehören, ja nur dir allein,
Dies vom Gewölk befreite Himmelszelt.
Auch meine Zukunft soll nur dir gehören;
Für dich entsag ich allen meinen Wünschen
Und Hoffnungen... zwar ist all dies zu wenig,
Jedoch was mehr, viel mehr, was *alles* ist:
Wenn du es wünschst, verzicht ich auch auf meine
Prinzipien; ich trag an meinem Haupte,
Solang ich leb und später auch als Toter,
Den Stempel der Verachtung und der Schmach! —
Doch dieses wirst du nicht von mir verlangen,
Ich weiß es: nein! Denn jenem, den du liebst,
Muß auch sein Name ohne Makel bleiben.
Anspornen wirst du mich, so fortzufahren,
Wie einst ich meine Bahn begonnen habe.
Wie ich geboren bin, so werd ich sterben,
Stets unverändert, immer ungebeugt.

Und diesen Namen, den ich mir geschaffen,
Den werd ich nie mit eigner Hand vernichten,
Der Name, den mein Nachfahr erben wird,
Ist zwar kein großer, aber schön und rein...
Er könnte ja vielleicht noch größer sein,
Tätest du noch hinzu dein strahlend Herz,
Wenn du mit mir den Kampfplatz kühn beträttest,
Oh, weil auch dich, Geliebte, einst die Muse
In deine Wiege legte, dich zu schaukeln.
Du aber kennst nicht deine Kraft, und wer soll
Dem Kämpfer noch vertrauen, der sich selbst nicht
Vertraut? O bleib du lieber fern den Kämpfen,
Wo uns das Schicksal meistens nur darum
Den Lorbeer schenkt, damit er unserem
Erdolchten Glück den Leichenschmuck verleihe.
O bleibe lieber fern von jedem Schlachtfeld,
So wirst du mir auch dort nicht minder lieb sein
Im Dunkel deiner schattigen Einsamkeit,
Als du mir draußen wärest, wenn auch ruhmvoll,
Auf den von aller Welt bestrahlten Gipfeln;
Sogar noch teurer ist mir das Bewußtsein,
Daß du, die auch ein großes Meer sein könntest,
Nur als ein kleiner Tropfen Tau noch schillerst
Am Rosenblatte der Bescheidenheit.

Die Dichtkunst

O heilige Dichtkunst, wie bist du verachtet,
Wie treten deine Würde in den Staub
Die Toren, und jetzt gerade, wo sie
So eifrig sich bemühen, dich emporzuheben.
Die ungeweihten Priester deines Tempels
Verkünden laut, du wärest ein prunkvoll, blendend
Geschmückter, feiner herrschaftlicher Saal,
In welchen man, wie es nur schicklich sei,
Nur mit lackierten Schuhen treten dürfe.
O schweigt, ihr Lügner, schnöde Scheinpropheten,
Kein Wort mehr, denn was ihr gesagt, ist unwahr!
Die Dichtkunst ist kein Saal für Unterhaltung,
Wohin nur das geputzte Volk — der Abschaum
Der vornehmen Gesellschaft — schwätzen geht.
Die Dichtkunst ist viel mehr: ein hehrer Bau,
Der allen, allen Menschen offensteht,
Jedwedem, der hier noch zu beten wünscht;
Mit einem Wort: Sie ist ein Dom, in dem man
In Bundschuh und auch barfuß treten darf.

An der Samosch

Von dem Dorfrand, nah der Senke
Springt zur Samosch vor die Schenke,
Könnst dich spiegeln in den Wogen,
Käme nicht die Nacht gezogen.

Doch es sinkt die Nacht hernieder,
Still entschläft die Erde wieder;
Angebunden ruht die Fähre,
Finster schweigt in ihr die Leere.

In der Schenke wird es reger,
Fleißig klopft der Zymbalschläger,
Und der Burschen Schreie schwirren
Jauchzend, daß die Fenster klirren.

„Wirtin, goldner Schatz, erscheine,
Her mit deinem besten Weine,
Wie mein Urahn alt und edel,
Feurig wie mein junges Mädcl!

Spiel, Zigeuner, wilde Triller,
Tanzen will ich, fiedle schriller.
Alles Geld in meinem Ranzen
Und mein Heil will ich vertanzen!

Plötzlich pocht es an die Scheiben:
„Stellt doch ein das tolle Treiben;
Meine Herrschaft ging zu Bette,
Wünschte, daß sie Ruhe hätte!“

Soll sie doch der Teufel holen,
Mach dich eilends auf die Sohlen!
Spiel, Zigeuner, rei die Saiten,
Sollt mir selbst das Hemd entgleiten.“

Und man pocht ans Fenster wieder:
„Singet leiser eure Lieder,
Gott soll euch dafür bezahlen —
Mutter liegt in Fieberqualen!“

Keine Antwort... Doch die Zecher
Leeren lautlos ihre Becher.
Jäh verstummt auch das Gebrause,
Und die Burschen gehn nach Hause.

Homer und Ossian

Wo sind die Hellenen und wo die Kelten?
Verschwunden sind sie
Wie zwei Städte,
Die des Meeres Gier verschlingt.
Nur ihre Türme ragen aus dem Wasser...
Die beiden Türme: Homer und Ossian.

Ein Bettler war jener.
Ein Königssohn dieser. Welch ein Gegensatz,
In einem glichen sie sich dennoch:
Beide waren sie blind.
War's ihrer Seele lodernde Flamme,
Vielleicht der Glanz des eigenen Ruhmes,
Der ihnen das Augenlicht geraubt?

Beide erhabene Geister! Wenn Zauberhände
Der Leier Saiten rühren
Wie Gottes Wort, erschaffen
Sie eine Welt vor den Menschen,
Die wunderbar schön
Und wunderbar groß ist. —
Hört ihr Homer?
In seinem Liede ist der Himmel

Das ewige Lächeln einer stillen Freude,
Aus der sich des Morgens Purpur
Und das Gold der Mittagsstrahlen
Zärtlich ergießen
Auf die blonden Meereswogen
Und ihre grünen Inseln,
Wo Götter in seliger Vermählung
Mit dem Menschengeschlecht
Auf deine Weise spielen, herrliche Liebe.

Und seht ihr Ossian?
Dort im ewigen Nebel der Nordseeküste
Auf wildem Geklüft, mit Stürmen vereint,
Erdröhnt sein Sang in gestaltloser Nacht,
Und der Mond steigt auf
So blutigrot
Wie die untergehende Sonne,
Und taucht in düsteres Licht die Wildnis,
Wo in dichten Scharen
Die betrübten Geister
Auf der Walstatt gefallener Recken
Irren.
Alles, was leuchtend,
Alles, was blühend,

Birgt dein Lied, o Ahnherr der Bettler, Homer;
Alles, was düster,
Alles, was öde,
Verrät dein Sang, o Sproß der Könige, Ossian!

Wohlan, singt weiter, singt immerfort,
Rührt nur die Saiten der göttlichen Leier,
Homer und Ossian!
Es kommen der Jahre
Hunderte, Tausende, die dann alles
Erbarungslos zertreten, aber
Ihr Heilige seid vor ihnen gefeit;
Sie hauchen auf alles den gelben Tod,
Nur eures Silberhauptes Kranz bleibt immer grün!

Der Herbstwind lispelt traurig in dem Hag

Der Herbstwind lispelt traurig in dem Hag.
Er spricht so leise, ach, man hört ihn kaum;
Was er wohl sagt? Auf sein Geflüster schüttelt
Nachdenklich, ernst das Haupt ein jeder Baum.
Nachmittag ist's. Ich strecke mich behaglich
Aufs Ruhebett, in weichen Pfühl geschmiegt...
Mir an die Brust gelehnt das süße Köpfchen,
Ruht meine Frau, in tiefen Schlaf gewiegt.

Mit meiner Hand umfange ich die wallend
Bewegte Brust der Schläferin gelind,
Die Rechte hält mein Brevier, in welchem
Die Freiheitskriege aufgezeichnet sind.
Wie ein Komet erscheint mir jede Zeile,
Die hell durch meine hohe Seele fliegt...
Mir an die Brust gelehnt das süße Köpfchen,
Ruht meine Frau, in tiefen Schlaf gewiegt.

Dich, Sklavenvolk, treibt in den Dienst der Zwingherrn
Die Knute oder lockt das schnöde Geld;
Die Freiheit aber braucht nur leicht zu lächeln,
Und wer ihr treu, zieht gleich für sie ins Feld,
Empfängt für sie, wie Blumen von der Liebsten,
Die Wunden und den Tod — doch unbesiegt...

Mir an die Brust gelehnt das süße Köpfchen,
Ruht meine Frau, in tiefen Schlaf gewiegt.

Wie viele starben schon für dich, o Freiheit!
Hat es genützt? Sei dennoch stets bedacht:
Was nicht ist, wird noch sein, denn du wirst siegen
Im letzten Kampf, in der Entscheidungsschlacht.
Dann wirst du furchtbar deine Toten rächen,
Mit wildem Zorn, der nimmermehr versiegt...
Mir an die Brust gelehnt das süße Köpfchen,
Ruht meine Frau, in tiefen Schlaf gewiegt.

Ein schreckliches Blutpanorama breitet
Sich aus vor mir, wohin mein Auge blickt:
Der Freiheit Schinder allesamt ertranken
In einem Meer, im eignen Blut erstickt.
Wie ferner Donner schlägt mein Herz — im Kopfe
Zuckt Blitz um Blitz, bis uns der Feind erliegt...
Mir an die Brust gelehnt das süße Köpfchen,
Ruht meine Frau, in tiefen Schlaf gewiegt.

Ende September

Noch sprießen im Tale die Blumen der Auen,
Noch grünt vor dem Fenster die Espe so schön —
Doch siehst du dort eben den Winter schon grauen,
Es legt sich der Schnee auf die Gipfel der Höhn.
Die Flammen des Sommers noch jugendlich toben
Im Herzen, das blühend von Frühling umlaubt,
Doch sind meine Haare von Silber durchwoben,
Es wurde vom Reife befallen mein Haupt.

Die Blume verwelkt, es entschwindet das Leben,
So komm auf den Schoß mir, komm, Liebliche du!
Die du an die Brust mir gesunken soeben,
Sinkst morgen nicht hin, wenn im Grabe ich ruh?
Sag: sterb ich vor dir noch, wirst du auf mich breiten
Ein Leichentuch, von deinen Tränen benetzt?
Wird dann dich ein liebender Jüngling verleiten,
Daß du meinen Namen durch seinen ersetzt?

Wirfst einmal du weg deinen Schleier, so hänge
Den Flor an das Kreuz mir als dunkles Panier;
Ich steige empor aus der nächtlichen Enge
Des Grabes und hol ihn herunter zu mir,
Die Tränen zu trocknen, zu stillen die Schmerzen

Um dich, die gar leicht dem Vergessen mich gab,
Um sanft zu verbinden die Wunde im Herzen,
Das ewig dich lieben wird, auch noch im Grab!

Das Land der Liebe

Mir träumte dieser Tage —
Ich weiß nicht mehr, ob wachend oder schlafend,
Nur das empfand ich, daß mir träumte.
Wie schön, ach, war der Traum!
Noch jetzt, da ich es niederschreibe,
Auch jetzt noch zittert mir die Hand vor Wonne!
Ich schlenderte auf einem langen Weg,
Nein, gar nicht langsam schlendernd,
Im Gegenteil, sehr schnell,
Denn öde war die Gegend, wo ich ging,
So öde, so prosaisch,
Nur die Bewohner dieser Gegend —
Sie waren noch prosaischer...
So leidenschaftslos sture Fratzen!
Ich eilte fort, ich eilte fort,
Um so rasch als möglich
Hinter mich zu bringen
Die ärgerliche Gegend
Und die noch ärgerlichern Menschen.
Zuletzt erreicht' ich eine hohe Mauer,
Auf ihrem diamantnen Tor
Stand mit Regenbogenlettern:
„Das Land der Liebe.“
Vor Sehnsucht dürstend

Ergriff ich die Klinke
Und trat hinein;
Was sah ich dort? Ein himmlisch schönes Bild!
Die wunderbarste Gegend lag vor mir,
Wie sie sich nur die Maler und die Dichter
In ihrem Künstlerrausch
Erschaffen können;
So mag vielleicht das Paradies sein!
Ein blühendes, breites, langes Tal
Mit tausend Blumen, hohen Rosenstöcken,
So groß wie anderwärts die Eichen,
Und in der Mitte schlängelte ein Fluß,
Und wandte immer sich zurück
Dem einst verlassenen Orte zu,
Als ob es ihn doch schmerzen würde,
Den Ort endgültig zu verlieren.
Am Rand des Horizontes standen
Romantisch steile Felsen,
An deren Wänden
Die goldnen Wolken
Gleich feinen Locken schwebten.
Erstaunt besah ich diese Gegend,
So daß beim Eintritt ich sogar
Vergaß, die Türe hinter mir zu schließen.

Noch lange stand ich an der Schwelle,
Als endlich, mir selbst unbewußt,
Des Ortes Zauber mich nach einwärts zog.
Erst schritt ich über blühenden Wiesen,
Da gingen junge Männer
Rings um mich her, ein jeder
Gesenkten Hauptes, als ob sie
Nadeln suchten.
Neugierig fragt ich sie,
Was sie hier so beflissen suchten?
Der eine sprach: „Ein giftiges Kraut“.
— Ein giftiges Kraut? Wozu?
„Es auszupressen und den Saft zu trinken.“
Ich war bestürzt, und eilends ging ich fort.
Ermüdet kam ich
Zum ersten Rosenstock,
Dort sank ich nieder, um mich auszuruhen.
Doch kaum, daß ich dort Platz genommen,
O Schrecken! über meinem Kopf
Baumelte ein erhängter Jüngling.
Fort rannte ich zu einem andern Baum,
Und dann zum dritten, und zum vierten,
Noch weiter, weiter, immer weiter —
Doch nirgends konnt ich Ruhe finden,

Denn an jedem Baume
Hing ein Mensch.
Jenseits des Stromes — dachte ich —, nur jenseits,
Dort wohnt die beglückende Liebe.
Ich rannte hin zum Strom
Und sprang in einen Nachen, kräftig rudernd,
Doch mit geschloßnen Augen,
Denn aus den Wellen tauchte rings um mich
Bald da, bald dort ein Leichnam auf.
Und von den Ufern sprangen
Gleich aufgescheuchten Fröschen
Mädchen und Jünglinge in die Fluten.
Als ich das andre Ufer erreichte,
War auch dort überall
Derselbe Anblick:
Giftbecher und erhängte Menschen,
Immer und überall nur das.
Und hinten von den steilen Felsen
Stürzten sich noch andre in die Tiefe,
Indessen, unten am Gestein der Täler
Entströmte Blut aus ihren Herzen
Und aus den Schädeln das Gehirn.
Verzweifelt jagte ich davon
Nach allen Seiten, hin und her,

Doch überall dasselbe Schreckensbild:
Selbstmorde und verzerrte Mienen!...
Nurmehr die Landschaft und der Himmel
Lächelten heiter über ihm.

Auf der Eisenbahn

Mich umringt ein Wonnemeer,
Glücklich schaukeln mich die Wogen...
Bisher nur die Vögel flogen,
Nun fliegt auch der Mensch umher!

Die Idee lief uns voran,
Ach, wir folgten mit den Pferden
Viel zu spät; doch los! wir werden
Überholen dein Gespann!

Mensch, Gebirg, Haus, Bach und Wald
Und wer weiß, was wir noch sehen
Werden, und was rasch vergehen
Wird wie eine Spukgestalt.

Auch die Sonne läuft ja mit
Wie ein Narr, der wähnt, im Rücken
Treibt ihn, um ihn zu zerstückeln,
Eine Teufelsschar im Ritt.

Doch umsonst; die Sonne bricht
Müd zusammen, sinkt zum Rande
Hin am Westhang — und vor Schande
Ist schon glührot ihr Gesicht.

Da wir immer leichtbeschwingt
Fliegen, ohne müd zu werden,
Bringt der Zug uns hier auf Erden
Fast schon in die andre Welt.

Hundert, tausend Züge baut,
Fahrt und fahrt gleich Stahlgeschwadern
Auf den Schienen, die wie Adern
Ziehn verzweigt unter der Haut.

Denn durch diese Adern der
Erde kreisen alle Kräfte
Der Kultur, als Lebenssäfte
Strömen sie bald hin, bald her.

Warum macht ihr nicht davon
Schon genug? ... Kein Eisen liegt hier?
Brecht die Ketten ab, so kriegt ihr
Stahl genug als reichen Lohn.

Kaum war es Morgen

Kaum war es Morgen, ist es wieder Abend,
Kaum war es Frühling, ist der Winter hier;
Kaum daß wir, Liebste, uns gefunden haben,
Weilst du als meine Gattin schon bei mir.

Kaum spielten wir noch auf den Knien der Väter,
Ruhn wir schon wieder bei den Ahnen auch —
Das Leben ist wie Wolkenfluges Schatten
Auf einem Strom, auf Spiegelglas ein Hauch.

Wie soll ich dich nennen

Wie soll ich dich nennen,
Wenn in des Sinnens Dämmerstunde
Mein Blick den Abendstern
Deiner schönen Augen bewundert,
Als sah er ihn zum erstenmal...
Diesen Stern,
Dessen jeglicher Strahl
Ein Bächlein der Liebe ist,
Das sich ins Meer meiner Seele ergießt —
Wie soll ich dich nennen?

Wie soll ich dich nennen,
Wenn du deinen Blick
Zu mir fliegen läßt,
Diese sanfte Taube,
Deren jegliche Feder
Ein Ölzweig des Friedens ist
Und deren Berührung mir so wohltut!
Denn weicher ist sie als Seide
Und als der Wiege Kissen —
Wie soll ich dich nennen?
Wie soll ich dich nennen,
Wenn deine Stimme erklingt,

Diese Stimme, bei deren Klang, wenn des Winters dürre
Bäume

Sie vernehmen könnten,
Ihnen grünes Laub entsprosse,
Denn sie meinten,
Der Frühling sei gekommen,
Ihr längst ersehnter Erlöser,
Weil die Nachtigall schlägt —
Wie soll ich dich nennen?

Wie soll ich dich nennen,
Wenn deiner Lippe flammender Rubin
Meine Lippen berührt
Und im feurigen Kuß unsere Seelen sich verschmelzen,
Wie Tag und Nacht in der Morgenglut,
Und mir die Welt entschwindet,
Mir die Zeit entschwindet
Und die Ewigkeit mich
Mit all ihren rätselhaften Wonnen überflutet —
Wie soll ich dich nennen?

Wie soll ich dich nennen,
Mutter meiner Seligkeit,
Du Feenkind
Meiner himmelstürmenden Phantasie,

Du meine kühnsten Hoffnungen
Beschämende strahlende Wirklichkeit,
Du meiner Seele einziger Schatz,
Kostbarer als die ganze Welt,
Mein süßes, schönes, junges Weib,
Wie soll ich dich nennen?

Das Meer ist aufgestanden

Das Meer ist aufgestanden,
Der Völker Riesenmeer;
Schon Erd und Himmel schrecken
Die wild erregten kecken
Sturmwellen ringsumher.

Hört ihr denn dies Orchester?
Seht ihr den Tanz? — Nun sollt
Ihr, die es nie erfahren,
Sehn, wie das Volk im wahren
Festtrubel tobt und tollt.

Aufbrüllend schäumt die Seeflut,
Die Schiffe wälzen sich,
Bis sie zur Hölle hasten;
Die Segel an den Masten
Zerreißen jämmerlich.

So tobe, Sintflut, tobe,
Tob aus dich voller Wut,
Zeig deine tiefsten Gründe,
Wirf himmelwärts der Schlünde
Vernichtend grimme Flut!

Schreib ans Gewölk die Lehre,
Die zeitlos ist und hehr:
Ob auch das Schiff ist oben,
Vom untern Strom gehoben:
Der Herr ist doch das Meer!

Wir reden nur

Wir reden nur, wir reden immer,
Die Zunge regt sich, nicht die Hand;
Soll Ungarn wie ein Marktweib schwätzen,
Nicht tapfer kämpfen, sieggewandt?

Du Schwert des Ruhmes! Kaum begannst du,
Schon frißt der Rost an deinem Stahl.
Ihr werdet sehn, heut oder morgen
Geht alles so wie allemal.

Ich steh hier stampfend wie ein Zelter,
Der schon zum Ritt gesattelt ist
Und auf den Herren harrt, der drinnen
Im langen Schwätzen ihn vergißt.

Darf ich als Stern nicht auf die Walstatt
Hinunterstürzen jugendlich?
Und soll vielleicht mit kalten Armen
Die Trägheit schon erwürgen mich?

Wär ich allein, würd es nicht schaden,
Ein Mensch ist nicht die ganze Welt,
Doch Tausende kaun an der Trense,
Da sie das Grübeln oft befällt.

Ihr jungen Freunde, wie ihr alle
Doch flügellahme Adler seid:
Mein Kopf erglüht, mein Herz wird eisig,
Wenn ich euch seh im stumpfen Leid.

Vorwärts, mein Volk! Auf halbem Wege
Schon machst du halt, von Angst bedrängt?
Die Kette ist zwar schon gelockert,
Sie ist indes noch nicht gesprengt!

Die feige Brut, die Jammerseelen

Die feige Brut, die Jammerseelen,
Die würdelos die Hände ringt
Und zittert, wenn auf meiner Leier
Einmal ein kühner Ton erklingt,
Und wenn des nahen Sturmes Bote,
Der Wind, mich erst berührt, dann dreist
Mein Lied, wie einen kleinen Vogel
Vom Boden in die Höhe reißt.

Doch ist das Wetter erst im Anzug,
Gerissen hat der Wind mir kaum
Mehr als nur Schreie von den Lippen,
Und ab und zu ein Blatt vom Baum.
Doch wehe! — Wenn's mit vollen Kräften
Daherfegt und mit Wutgebraus
Aufwühlt die Tiefen meines Herzens,
Den Baum samt Wurzeln reißt heraus!

Was sagt ihr dann, was könnt ihr machen,
Wenn ganz verwirrt ist unsre Welt
Von Erdbeben und Donnerschlägen
Und ganz aus ihren Angeln fällt;
Wenn rings wie wilde Tiere kämpften

Die Elemente, ungebannt,
Und ich auf blut'ger Leier spiele
Mein Lied mit blutbesprengter Hand!

An die Nationalversammlung

Dort steht ihr an des großen Saales Schwelle,
Wo unsres Volkes Schicksal wird bestimmt,
Bleibt stehen, wartet, tretet noch nicht ein,
Hört meine Mahnung, meine ernsten Worte...
Nur *ein* Mensch spricht, jedoch für Millionen!

Das Land, das unsre Ahnen hier gewannen
Mit ihrem Schweiß und ihres Herzens Blut,
Dies Land ist nirgends mehr, sein Name nur
Irrt unter uns umher wie ein des Nachts
Vom Friedhof wiederkehrendes Gespenst...
Nicht mehr besteht dies Land, denn das Gewürm
Zerfraß die Mauer der Vergangenheit,
Der neue Sturm zerschmetterte sein Dach,
Die Menschen ohnen unter freiem Himmel,
So wie die wilden Tiere und die Vögel.
Was unsre Ahnen schon vor tausend Jahren
Vollbrachten, müßt ihr nun mit aller Kraft
Und opferfreudig wiederholen,
Sonst geht ihr bis zum letzten Mann zugrunde.
Auch ihr müßt eine neue Heimat schaffen,
Ein neues Vaterland, das noch viel schöner
Und dauernder ist, als das alte war,
Ein neues Land, wo nicht mehr Sonderrechte

Gelten und nicht mehr dunkle Höhlen gähnen,
Mit tausend Nestern ekler Fledermäuse,
Ein Vaterland, wo in den kleinsten Winkel
Eindringt die Sonne und die reine Luft,
Daß jedermann klar sehe und gesund sei.
Ich sage nicht: Ei, werft nur von dem alten
Gebäude gleich Stein um Stein beiseite,
Prüft aber scharf ein jedes Stück, das ihr
Zum Grundbau wählt, und welches morsch geworden,
Das werft nur zu dem Schutt, und wär es auch
Ein Schatz der heiligen Erinnerung;
Denn weh dem Hause, dessen Grundbau schwach ist,
All eure Mühen wären völlig sinnlos,
Im Nu könnte der Bau zusammenstürzen!
Ein schlechter Wirt ist, der stets Neues baut,
Heut oder morgen geht er ganz zugrunde.

Hat jeder ernstlich seinen Plan erwogen,
Zu welcher Tat er sich bescheiden will?
Groß ist der Ruhm, den hierorts jedermann
Erwerben kann, doch ist es euch bekannt,
Daß diesen Ruhm nur großes Werk verdient?
Wen nicht ein heißes Vaterlandsgefühl
Und nicht die reinste Absicht hergeführt,

Wen Eitelkeit und schmäbliche Gewinnsucht
Gelockt an diesen Platz, betrete nicht
Mit sündigem Fuße diese hehre Schwelle.
Denn kommt er doch und kehrt er dann zurück,
So werden ihn nur Fluch und Schmach begleiten,
Bis in sein Heim und später bis ins Grab.
Doch ihr, aus deren Herzen keine Götzen
Den wahren, großen Gott verdrängen konnten,
In deren Herzen auch die Heimatliebe
Wie in dem Dom die Altarflamme brennt,
Geht nun hinein, um Nützlichendes zu leisten,
So groß sei euer Werk und auch so glücklich,
Daß, wenn die Menschen es bestaunen werden,
Der Blick der Welt vom Wunder ganz gebannt sei,
Daß sie all die Bewohner glücklich preise
Und die vergöttre, die den Bau errichtet.

Ich steh schon in des Mannesalters Sommer

Ich steh schon in des Mannesalters Sommer,
Der Lenz der Jugend hat sich schon gesenkt,
Er nahm mit sich die vielen schönen Blüten
Und schönen Träume, die er mir geschenkt;
Er nahm mit sich die froh trillernde Lerche,
Die mich geweckt beim ersten Morgenlicht...
Wie düster wäre mir die Welt, das Leben,
Gäbst, Engel, du mir deine Liebe nicht!

Entflogen ist der rote Strahl vom Himmel,
Der hell zwitschernde Vogelschwarm entschwand,
Schon singt im leeren Nest der Wind sein Herbstlied,
Jetzt wird es oft vom wilden Sturm durchrannt.
Im Wald der Träumereien säuselt nicht mehr
Das dürre Laub, es knarrt nur und zerbricht...
Wie düster wäre mir die Welt, das Leben,
Gäbst, Engel, du mir deine Liebe nicht!

Es schwand der goldne Morgenstern, das Silber
Des Morgentaus, nichts blieb mir weit und breit,
Denn alles tilgte schon die mitleidlose,
Unsanfte Hand der rauhen Wirklichkeit;
Die Schwüle sengt mich, schwarze Wolken schwülen,
Erdrückend ist der Sorgen Bleigewicht...

Wie düster wäre mir die Welt, das Leben,
Gäbst, Engel, du mir deine Liebe nicht!

Einst fand ich einen Zauberbach, der sprudelnd
Durch Klippen und romant'sche Schluchten floß,
Des Ruhmes Bach! Oft trank ich von dem Wasser,
Wobei ich seinen süßen Rausch genoß;
Er fließt noch heut, doch mögen andre trinken
Davon, ich bin nicht mehr darauf erpicht...
Wie düster wäre mir die Welt, das Leben,
Gäbst, Engel, du mir deine Liebe nicht!

Wend ich mich ab von mir, daß ich als Bürger
Mein Land betrachte ringsum, überall;
Da seh ich eine Brut, geschwächt, entartet,
Ein Volk, sich selbst vernichtend, im Verfall.
Mein Arm wird straff, mein Blut entflammt. Was nützt es?
Ich weine, da die Qual ins Herz mir sticht...
Wie düster wäre mir die Welt, das Leben,
Gäbst, Engel, du mir deine Liebe nicht!

O liebe, liebe mich, wie ich dich liebe,
So unermesslich, ganz für dich erglüht;
Bestrahe mich mit dem, was Gottes Antlitz

An Glanz und Glut dir in die Seele sprüht:
Dein Herz ist ja mein Weltall, ist am Tage
Mein Sonnenschein und nachts mein Sternenlicht...
Wie düster wäre mir die Welt, das Leben,
Gäbst, Engel, du mir deine Liebe nicht!

Ei, was singt ihr noch

„Ei, was singt ihr noch, ihr sanften Dichter,
Solch ein Lied, das keinen heut erquickt?
Niemand in der Welt lauscht eurer Stimme,
Die vom wilden Kriegslärm wird erstickt.

Legt die Leier weg, ihr guten Jungen,
Euer Lied ist uns schon kein Genuß;
Wißt ihr doch, daß, wenn es ringsum donnert,
Auch der Lerchensang verstummen muß.“

Das ist möglich. Doch der Vogel fragt nicht,
Ob man unten seine Lieder hört?
Nur sich selber und dem Gotte trillert
Er im Blau des Himmels ungestört.

Ganz von selbst entsteigt das Lied dem Herzen,
Wie es grad in Lust und Leid entsteht,
Und wie abgerißne Rosenblätter
Flattert es hinauf, vom Wind verweht.

Singt, Genossen! Eure Leier rausche
Lauter, als es jemals uns gelang,
In den wüsten Lärm der Erdbewohner
Mische sich ein himmlisch reiner Klang!

Seht, es liegt die halbe Welt in Trümmern,
Aug und Herz versehrt der öde Schein.
Unser Lied und unsre Seele hülle
All den Schutt in grünen Efeu ein!

Europa ist schon wieder ruhig

Europa ist schon wieder ruhig,
Der Sturm der Volksrevolution bricht
Zusammen, braust hinweg. O Schande!
Der Freiheit Sieg errang es nicht.

Die feigen Völker ließen Ungarn
Im Stich, daß es allein sich wehrt:
An ihren Händen klirren Ketten,
Nur in den unsern klingt das Schwert.

Und sollen wir darum verzweifeln,
Bis auch der Kummer uns durchdringt?
Nein, nein, mein Vaterland, vor allem
Sei dies, was unsern Mut beschwingt.

Dies soll erheben unsre Seelen,
Daß wir das Licht sind, wir allein,
Und während alle andern schlafen,
Brennt nachts nur unser Fackelschein.

Und würde unser Licht nicht lodern
In diesem Dunkel ringsumher,
So könnte man im Himmel meinen,
Die Welt verschwand, sie ist nicht mehr.

O Freiheit, sieh auf uns hernieder,
Da allen andern fehlt der Mut,
Daß sie dir ein paar Tränen gönnen:
Wir opfern tapfer unser Blut.

Braucht es noch mehr, damit dein Segen
Uns nicht als Unverdiente weiht?
Wir blieben dir, die Einzigen, Letzten,
Treu in der ungetreuen Zeit!

0 *Schreckenszeit*

O Schreckenszeit, o Schreckenszeit!
Der Schrecken wächst noch weit und breit.
Beschloß denn gleich
Das Himmelreich,
Den Ungar wegzufegen?
Und unser Blut verströmt im Feld,
Kein Wunder! da die halbe Welt
Zieht gegen uns den Degen.

Von vorn bringt uns der Krieg den Tod;
Noch schlimmer, was im Rücken droht,
Wo uns die Pest
Verenden läßt.
Viel Leid konnten dir senden
Die Schläge Gottes, o mein Land;
An deinen Grenzen mäht gewandt
Der Tod mit beiden Händen.

Und wenn wir alle untergehn,
Bleibt wohl ein Zeuge dieser Wehn,
Der unverstellt
Beschreibt der Welt
Das Leid in düstren Jahren?
Doch bliebe übrig noch ein Mann,

Kann er die Trauerbilder dann
So schildern, wie sie waren?

Wenn er es so erzählt, wie wir
Dereinst alldies erleben hier,
Wird einer sein,
Der so viel Pein
Für Wahrheit würde halten,
Nicht meinen, diese Schauernär
Könnt nur noch eines Narren sehr
Verwirrtes Hirn gestalten?

Inhalt

<i>VORWORT</i>	5
<i>GEDICHTE</i>	
1843	
<i>Weissagung</i> (Jövendölés)	13
1844	
<i>Eitler Vorsatz</i> (Füstbement terv)	16
<i>Tausend Weichsein</i> (Ezrivel terem...)	17
<i>An die Nachahmer</i> (Az utánzókhöz)	19
<i>Regen, Regen, Regen</i> (Esik, esik, esik)	20
1845	
<i>Und hätt ich nicht</i> (Ha életében...)	21
<i>Der Schnee, das Leichentuch</i> (A hó, a holt föld téli szemfed je)	22
<i>Schnell ist der Vogel</i> (Gyors a madár, gyors a szélvész...)	23
<i>Der letzte Mensch</i> (Az utósó ember)	24
<i>An die treulosen Freunde</i> (A h telen barátokhoz)	27
1846	
<i>Der Wahnsinnige</i> (Az rült)	28
<i>Erhabene Nacht</i> (Fönséges éj)	32
<i>Von blutigen Tagen</i> (Véres napokról álmodom...)	33
<i>Nur ein Gedanke</i> (Egy gondolat bánnt engemet...)	35

1847

<i>Das Lied der Hunde</i> (A kutyák dala)	37
<i>Das Lied der Wölfe</i> (A farkasok dala)	38
<i>Die Dichter des 19. Jahrhunderts</i> (A XIX. század költ i)	39
<i>Die Wolken</i> (A felh k)	42
<i>Im Namen des Volkes</i> (A nép nevében)	44
<i>Licht</i> (Világosságot)	47
<i>Zerlumpte Helden</i> (Rongyos vitézek)	51
<i>Abenddämmerung</i> (Alkony)	53
<i>Schwert und Kette</i> (Kard és lánc)	54
<i>Antwort auf den Brief meiner Geliebten</i> (Válasz, kedvesem levelére)	60
<i>Die Dichtkunst</i> (A költészet)	64
<i>An der Samosch</i> (Falu végén kurta kocsmá...)	65
<i>Homer und Ossian</i> (Homér és Oszían)	67
<i>Der Herbstwind lispelt</i> (Beszél a fákkal a bús szí szél...)	70
<i>Ende September</i> (Szeptember végén)	72
<i>Das Land der Liebe</i> (A szerelem országa)	74
<i>Auf der Eisenbahn</i> (Vasúton)	79
<i>Kaum war es Morgen</i> (Még alig volt reggel...)	81

1848

<i>Wie soll ich dich nennen</i> (Minek nevezzelek)	82
----------------------------------------------------	----

104

<i>Das Meer ist aufgestanden</i> (Föltámadott a tenger...)	85
<i>Wir reden nur</i> (Megint beszélünk s csak beszélünk...)	87
<i>Die feige Brut, die Jammerseelen</i> (A gyáva faj, a törpe lelkek...)	89
<i>An die Nationalversammlung</i> (A nemzetgyűléshez)	91
<i>Ich steh schon in des Mannesalters Sommer</i> (Itt benn vagyok a férfikor nyarában...)	94
<i>Ei, was singt ihr noch</i> (Mit daloltok még ti, jámbor költők)	97
1849	
<i>Europa ist schon wieder ruhig</i> (Európa csendes, újra csendes...)	99
<i>O Schreckenszeit</i> (Szörnyű idők...)	101

Lektor: DIETER ROTH
Technischer Redakteur: WALTER WEIDLE

Erscheinungsjahr: 1975; *Imprinturi:* 7.3.1975; *Auflage:* 650+90+30
Ex. gib.; *Buchformat* 50x 80/10; *Papier:* Offset A, 80x100/80 zu
100 g/m²; *Verlagsbogen:* 2,54; *Druckbogen:* 6,75; A. 19138/24.9.74.

Satz und Druck unter Bestellnummer 848 im Polygraphischen Betrieb
„13 Decembrie 1918“, Bukarest, str. Grigore Alexandrescu 89/97,
Sozialistische Republik Rumänien.